



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

aber ich will dir etwas sagen: wenn ich weiß, daß um etwas gespielt wird — und wenn ich obendrein das Spiel nicht selber habe —, dann bekenne ich auch Farbe!

Du kannst dich übrigens bei mir bedanken, daß du hier herausgekommen bist, Niels, sagte Blom später, denn ich habe Fräulein Kragskjold überredet, die Postkarte zu schreiben!

Und währenddes strich der Rittmeister mit der Hand über das Haar seiner Tochter und sagte:

Der würde deiner Mutter gefallen haben, Junge!

\* \* \*

Die Hochzeit fand im Oktober statt, aber der Stein vor der Holmenskirche ist weder umgewandt noch weiter untersucht worden, denn Parbo ist jetzt ganz überzeugt davon, daß das Kreuz nur ein ganz gewöhnliches Steinhauerzeichen ist, und Blom ist so in Anspruch genommen von seinen künftigen Untersuchungen wegen der Stätte, wo Sjöremarke gelegen hat, daß auch er jetzt alles Interesse für den Stein verloren hat, den er gar nicht mehr mit Marsk Stig in Verbindung bringt — namentlich seitdem er von der jungen Frau Hessel erfahren hat, daß es wohl nur eine Verwechslung oder ein Irrtum ihrerseits gewesen ist, wenn sie sich damals zu erinnern gemeint hatte, daß der alte Fischer von Grabsteinen erzählt habe, die aus der Rörviger Kirche verkauft worden seien.

Wenn aber doch jemand Lust haben sollte, Hessels historischen Stein einer genauern Untersuchung zu unterziehen, ehe die Schritte der Fußgänger das schwache Kreuz ganz weggetreten haben, so ist er sehr leicht zu finden: wenn man von der Holmensbrücke auf die Börse zugeht, so ist es der fünfundfünfzigste Stein in der zweiten Plattenreihe vom Kanal aus.

Übersetzt von Mathilde Mann



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Das Thema „Deutschland und England“ zieht fort und fort seine Wellenkreise, die durch die Mitteilungen über die neue strategische Aufstellung der englischen Flotte von neuem in eine lebhafte Bewegung geraten sind und noch lange nachzittern werden. Die neue Stationierung der englischen Geschwader ist eine geschickt ausgedachte Kombination, die sich zugleich gegen Deutschland wie gegen Amerika richtet, in Hinsicht auf uns mehr ein militärisches, in Hinsicht auf Amerika mehr ein politisches Gesicht hat. Gegen Deutschland kann England überraschend auftreten und ebenso plötzlich, wie die Japaner vor Port Arthur, eines Morgens vor Cuxhaven sein. Es sind dazu nur sechzehn bis achtzehn Stunden Zeit nötig. Gegen Deutschland wird es seine stärkste Wirkung durch Überraschung erreichen, und der englische Admiral kann um so genauer disponieren, als er bis zur Stunde des Auslaufens über die wichtigsten deutschen Maßnahmen direkt oder via Frankreich telegraphisch auf dem laufenden erhalten werden wird. Gegen Amerika kann so nicht verfahren werden; nach dieser Richtung hin hat die neue Verteilung der englischen Flotte mehr das Gepräge eines *à bon entendeur salut!*

Unverständlich ist freilich, woher die plötzliche Aufregung über die deutsche Flotte in England stammt. Als man im Jahre 1900 das Flottengesetz im Reichstage beriet und sowohl die Einbringung als auch die Beratung von einem ziemlich starken Geräusch in der Presse begleitet war, hat sich in England niemand darüber aufgeregt, auch nicht über die der Einbringung vorausgegangne Rede des Kaisers in Hamburg am 18. Oktober 1899: „Bitter not ist uns eine starke deutsche

Flotte." Damals scheint man dieses Verlangen in England noch für ganz natürlich gehalten zu haben, und der Ausbruch der Wirren in China, der der Votierung des Gesetzes auf dem Fuße folgte, mit der dadurch verursachten Konzentrierung aller unsrer disponibeln Seestreitkräfte in den chinesischen Gewässern, gab auch in England ebenso den Worten des Kaisers wie auch der deutschen Flottenvorlage Recht. War diese doch ohnehin von dem bedauerlichen Umstande begleitet, daß der Reichstag die geforderte Verstärkung der Auslandflotte vorläufig ablehnte und dadurch vor aller Welt zu erkennen gab, wie weit das deutsche Volk von allen überseeischen Expansionsgelüsten entfernt sei. Erst das Erscheinen von dreißig deutschen Schiffen im Golf von Petchili scheint den Engländern unbequem geworden zu sein. Daß Deutschland die Mühsal der Pazifikation zu Lande in der Hauptsache auf sich nahm, dagegen haben die Engländer nichts einzuwenden gehabt. Als die Sache vorbei war, im Spätherbst 1901, fingen sie ja dann bald genug mit ihrer PreSSION wegen der Räumung von Shanghai an. Aber daß deutsche Linienfahrer den Pazifik bis Nanjing hinaufgingen, war ihnen ebenso überraschend wie unbequem, und erst seitdem man die deutsche Flotte an der Arbeit gesehen und sich überzeugt hat, daß sie ernster genommen werden müsse, als man bis dahin in England geglaubt hatte — auch die Berichte der englischen Admirale mögen sich in diesem Sinne ausgesprochen haben —, begann bei unsern Vettern der Ausbruch des Misfallens an der deutschen Flottenschöpfung stärker und in wahrnehmbarer Weise. Unre Flotte krankt zurzeit daran, daß sie zu groß und zu tüchtig ist, als daß sie unachtet bleiben könnte, aber zu klein, als daß sie die Bedingungen des Erfolgs einer großen Seemacht gegenüber in sich trüge. Nun ist ja seit dem Jahre 1900 bekannt, daß die Reichsregierung damals die Ablehnung der Verstärkung der Auslandflotte nur als einen Aufschub angenommen hat, und vor zwei Jahren hat dann der Vorwärts einen Hauserslaß des Staatssekretärs der Marine veröffentlicht, worin das Jahr 1905/6 ausdrücklich als der für die Wiederaufnahme dieser Forderung geeignete Termin bezeichnet war. Mit hin hätten Inland und Ausland, hätte der Reichstag und hätten die fremden Marinen nicht überrascht sein dürfen, wenn jetzt diese Vorlage eingebracht worden wäre. Ob ausschließlich finanzielle Gründe die Marineverwaltung veranlassen, in so unerwarteter Weise zu zögern, oder ob die gesamte Situation dabei mitspricht, etwa der Wunsch, das endgiltige Fazit des ostasiatischen Krieges ziehen zu können — wer will es mit Bestimmtheit behaupten! Heute kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die durch das Gesetz von 1900 unsrer Flotte gegebene Organisation absolut richtig ist, und daß das Gesetz, wenn es heute nicht vorhanden wäre, in organisatorischer Hinsicht genau so gegeben werden müßte. Zur Entscheidung kann heute nur stehen, ob man auf der Grundlage des Gesetzes weiterbauend eine neue größere Forderung zur Erweiterung des durch das Gesetz von 1900 geschaffnen Rahmens stellen, oder ob man in dem bisher innegehaltenen Tempo weiterbauen, d. h. jährlich drei große und zwei kleine Schiffe auf Stapel legen soll.

Was davon zweckmäßig und ausführbar ist, mögen die berufenen Stellen entscheiden, bei der öffentlichen Meinung werden sie keinem Widerspruch, sondern vollem Verständnis begegnen. Deutschland braucht sich nicht das prahlerische Wort anzueignen: „Frankreich ist reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen,“ obwohl es tatsächlich eine große Wahrheit enthält, wohl aber muß sich die Nation, und muß sich ihre Vertretung zu der Erkenntnis durchringen, daß Deutschland reich genug ist, seine Sicherheit zu bezahlen. Hinter diese Erkenntnis müssen alle die kindischen Vorwände zurücktreten, die einer Reform der Reichsfinanzen entgegengestellt werden, wobei die Parteien nur um die Gunst der Massen buhlen und deshalb die Besteuerung des Massenkonsums ablehnen, von der doch allein ausreichende Erträge gewonnen werden können: des Biers und des Tabaks. Alle diese Verlegenheitsauskunftsmittel, wie Reichserbschaftsteuer usw., locken doch keinen Hund vom Badofen und reichen bei weitem nicht aus. Was man heute dem eignen Lande ver-

weigert, würde man dem Sieger — Sieger, weil wir uns selbst die Mittel für unsre Sicherheit verweigert haben — wahrscheinlich zehnfach bewilligen müssen, und zwar ohne jedes Besinnen. Die verbündeten Regierungen sollten sich deshalb weniger auf Bitten und Flehen legen, weniger die Schonung der Fraktionsinteressen als die Sicherheit und den Frieden des Landes im Auge haben und diesen Weg entschlossen, unbeirrt und mit Energie gehn. Daß Bebel über die Veringfügigkeit der Forderungen des Kriegsministers spottet, spricht Bände. Wir sollten jede andre Reform in Deutschland, jede neue sozialpolitische Maßregel — deren wir heute schon so viele haben, daß Graf Posadowsky mit großem Ernst auf den beginnenden Ungelegenheiten hinweisen konnte, so lange beiseite stellen, bis eine annehmbare Reichsfinanzreform zustande gekommen ist, denn sie wird nachgerade zur Lebensbedingung für unsre gesamte nationale Existenz. Will oder kann die Mehrheit des Reichstags das nicht begreifen, dann wird von allen verfassungsmäßigen Mitteln Gebrauch gemacht werden müssen, die Nation aufzuklären.

Reichstagsreden werden nur von wenigen gelesen, sie sind in den Zeitungsberichten ohnehin meist falsch oder entstellt und willkürlich zusammengestrichen. Die Vorbereitung einer Reichsfinanzreform muß vor der breitesten Öffentlichkeit mit dem größten Nachdruck erfolgen und dabei der Meinung, „es geht auch so,“ von Anfang an jeder Boden entzogen werden. Die kleinen Staaten sind nahe daran, in eine finanziell unhaltbare und damit auch politisch unhaltbare Lage zu geraten; es darf doch nicht dahin kommen, daß um der Fraktionsinteressen und um der Massenumschmeichlung willen, die für diese nötig scheint, die Fundamente des Reichsbaus ins Wanken geraten. Staatssekretär Graf Posadowsky hat in einer vielbemerkten Rede unter dem Beifall aller Seiten des Reichstags auf die ungeheure Zunahme des Wohlstandes unsrer arbeitenden Klassen als auf eine Quelle unsrer nationalen Kraft und Leistungsfähigkeit hingewiesen. Sollte dieser so gewaltig angewachsene und noch immer weiter wachsende Wohlstand nicht eine einträglichere Besteuerung von Bier und Tabak um so leichter erlauben? An der Sicherheit dieses Reichs, das ihnen soviel Arbeitsverdienst und damit so großen Wohlstand ermöglicht, haben doch gerade die arbeitenden Klassen das allermeiste Interesse; sie würden z. B. die Folgen eines Krieges, den England gegen Deutschland vom Zaune bräche, am allererschwersten empfinden. Für die arbeitenden Klassen gerade ist somit eine ausreichende deutsche Flotte vom höchsten Wert, ganz abgesehen davon, daß ein sehr wesentlicher Bruchteil der für die Flotte bewilligten Gelder in Gestalt von Arbeitslöhnen ihnen zufließt, also auch noch den Nutzen einer gesicherten ausgiebigen Arbeitsgelegenheit für viele Tausende ausmacht!

Nun wäre es ja gewiß recht nützlich, wenn wir durch eine starke Allianz zur See eine ähnliche Konstellation schaffen könnten, wie sie das deutsch-österreichische Bündnis zu Lande fünfundsanzig Jahre lang gewesen ist und heute noch ist, wenngleich sein eigentlicher Anlaß, eine russisch-französische Bedrohung Mitteleuropas, einstweilen wohl für lange Zeit zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört. Aber zu einem Bündnis gehört vor allen Dingen eine Interessengemeinschaft, sonst bleibt es Theorie und hat nur theoretischen Wert. Kaiser Wilhelm der Erste lehnte es sogar ab, Bündnisse anders als für einen bestimmten Zweck, ad hoc, abzuschließen, weil sie nur dadurch Leben und Inhalt haben. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung verlangt nun nach „Weltbündnissen,“ gibt aber leider keine Macht an, die bereit wäre, ein solches mit uns abzuschließen, das obendrein — wenigstens nach der Auffassung des genannten Blattes — nur gegen England gerichtet sein könnte. Die Rheinisch-Westfälische Zeitung wirft dabei dem Reichskanzler Optimismus und Selbsttäuschung vor, er tue so, als ob ein Krieg zwischen England und Deutschland überhaupt ausgeschlossen sei, „weil angeblich die vernünftigen und klaren Köpfe in England nicht dafür zu haben wären.“ Was verlangt denn nun eine solche Zeitung? Soll der Reichskanzler vor den Reichstag treten und erklären: In England ist leider eine stark bedrohliche Stimmung, die zum nicht ge-

ringsten Teil eine Anzahl deutscher Zeitungen durch ihre Haltung während des Burenkrieges herbeigeführt hat, also, Reichstag bewillige sofort eine neue Flottenvorlage, zweiunddreißig Linienschiffe und wenigstens ebensoviel Kreuzer!

Eine solche Rede würde wahrscheinlich das Erscheinen der englischen Flotte vor der Elbe innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden zur Folge haben. Nach der Ansicht jedes verständigen Menschen muß es doch die Pflicht des Leiters der auswärtigen Politik sein, einem im übrigen durchaus überflüssigen Konflikt mit einem Staate, dem wir in keiner Weise gewachsen sind, auf jede mit der Ehre und Würde des eignen Landes verträgliche Weise vorzubeugen. Das kann aber doch am allerbesten und wirksamsten nur durch die Aufklärung der öffentlichen Meinung in England geschehn. Und diese hat das Bafford'sche Interview im allgemeinen sehr gut aufgenommen. Für Deutschland war das jedenfalls nützlicher und würdevoller, als wenn angesehene, aber mit keiner Sorge und Verantwortlichkeit belastete Provinzialblätter heute auf England, morgen auf Amerika, übermorgen auf Rußland schimpfen und dabei „Weltbündnisse“ verlangen. Bündnisfähig sind wir erst, wenn wir zur See so stark sind, daß jede Macht es vorzieht, uns zum Freunde statt zum Gegner zu haben. Solange wir dazu nicht stark genug sind — und die Rheinisch-Westfälische Zeitung sollte nicht vergessen, daß jedes Linienschiff vier Jahre Bauzeit nötig hat, sodaß wenn wir 1905 wirklich zwanzig neue Linienschiffe auf Stapel legen könnten, sie doch erst 1909 verwendbar sein würden —, so lange und wahrscheinlich noch viel länger haben wir die Pflicht, Frieden zu halten und das Land durch einen ungestörten wirtschaftlichen Aufschwung für spätere Zeiten zu kräftigen. Es ist eine große Torheit, anzunehmen, daß Fürst Otto von Bismarck anders gehandelt haben würde, und es wäre vielleicht einmal recht nützlich und verdienstlich, gerade seine Auffassung des Verhältnisses zu England aus den Akten nachzuweisen.

\*g\*

Gesellschaftliche Sklaverei. Solange eine germanische Besiedlung des Ostens erfolgt ist, ist sie weniger eine ideale Maßnahme der Siedler als vielmehr eine Leib-, Magen- und somit Existenzfrage gewesen, und wer sich heutzutage als Beamter aus seiner „westlichen“ Heimat nach der Ostmark wendet, verfolgt damit nur wirtschaftliche Zwecke. Es ist nur gut und billig, daß beispielsweise einem an der Grenze seiner materiellen Leistungsfähigkeit angelangten Gerichtsassessor oder Hilfslehrer in der Provinz Posen die Möglichkeit geboten wird, früher als anderswo die Bestallung als Amtsrichter oder Oberlehrer zu erlangen und ein eignes Heim zu gründen.

Die scheinbar herzliche Aufnahme in der neuen Heimat erweckt in den Angekommenen freudige, angenehme Überraschung. Gar bald aber werden harte, drückende Ansprüche an sie geltend gemacht: die übertriebne Gesellschaftlichkeit des Ostens wirft düstre, ernüchternde Schatten in die junge Häuslichkeit. Um die Zeit des Laubfalls ergießt sich eine immer höher anschwellende Flut von Einladungen in den Briefkasten: für den Hausherrn zu einem Glase Bier, für die Hausfrau zu einem Täschchen Kaffee, oder für beide unter der bescheidenen Zweckbestimmung „zu einem Teller Suppe.“ Wehe dem, der merken läßt, daß er gefonnen ist, nicht mitzutun! Er wird von besreundeter Seite oder an amtlicher Stelle daran erinnert, daß für Familien von Stand und Rang die gesellschaftlichen Pflichten zugleich Amtspflichten bedeuten, dann bespöttelt, über die Schulter angesehen, am „offiziellen“ Stammtische zugelächelt behandelt, und schließlich sieht er sich vereinsamt und gewahrt, daß er gesellschaftlich unmöglich geworden ist. Die Versekung in ein weltverlorne Nest, wo Stumpfsinn blüht oder der Alkoholteufel des Ungarweins lauert, pflügt der Schluß des sozialen Kleindramas zu sein.

Die Rehrseite der Falschmünze „Gesellschaftlichkeit“ ist für den nicht mit Glücksgütern Gesegneten noch trauriger. Das Anfangsgehalt der höhern Beamten reicht zur Not für eine gut bürgerliche Haushaltung aus, vorausgesetzt, daß die

Hausfrau ist, was sie sein soll, nicht aber für den Aufwand an Toiletten, Trinkgeldern, Mietwagen, Krawatten und — Handschuhen, und als pekuniäres Schreckgespenst droht im Hintergrunde die selbstverständliche Verpflichtung, im Verlaufe zweier Winter mindestens eine große Gesellschaft, einen großen Kaffee zu „geben.“ In den Gerichts- und Gymnasialorten, wo wenigstens zwanzig „Herrschaften“ vorhanden sind, bedeutet dies eine durchschnittliche Jahresausgabe von mehreren hundert Mark, die ein preußischer Beamter zu geistiger Auffrischung und körperlicher Erholung jedenfalls nützlicher anwenden könnte. Wer im Laufe des Winters wöchentlich oft mehr als dreimal gezwungen ist, bis in die tiefe Nacht hinein zu tafeln, spürt gar bald die Folgen davon am eignen Körper. Am Morgen nach solchen „einfachen Abendbroten“ ist der Kopf zum mindesten, gelinde gesagt, benommen und die geistige Frische stark beeinträchtigt, mithin leidet der Dienst; und die meisten „Opfer“ des gesellschaftlichen Lebens tauchen gewöhnlich in gewissen Bädern als Stammgäste auf, um die Schlacken der Winterfreuden fortzuspülen und die Verdauungsmaschine für künftige Strapazen zurechtzurücken. Verhältnismäßig am besten „fahren“ bei der ostmärkischen Gesellschaftlichkeit die Junggesellen, und vielleicht ist gerade deswegen die „Einhäufigkeit“ in gewissen höhern Beamtenkategorien stark vertreten.

In Summa: Es besteht eine gesellschaftliche Sklaverei in der Ostmark, und es liegt im wohlverstandnen Interesse des Einzelnen wie der Gesamtheit, diese des gebildeten Deutschen unwürdigen Mißstände abzustellen, um so mehr, als gerade im Osten an die persönliche Leistungsfähigkeit der Staatsbeamten erhöhte Anforderungen gestellt werden. Die Tyrannei der falschen Geselligkeit, die den Westdeutschen hindert, heimatliche Anschauungen über den Umgang mit der Gesellschaft in die Ostmark zu verpflanzen, und den, der nicht pariert, erbarmungslos beiseite schiebt, muß gebrochen werden.

Mehr Freiheit in der Lebenshaltung! Mag feiern, wer da kann und will! Aber weg mit dem Humbug des „offiziellen Verkehrs“! Es muß jedem Neuling in der Ostmark erlaubt sein, sein außerdienstliches Verhalten nach abgewandnem Brauch der Heimat einzurichten, seine freie Zeit nach persönlichem Ermessen zu verwenden, seine Häuslichkeit, diesen eigentlichen Hort deutscher Art und Sitte, zu genießen ohne fortwährende kleinliche Rücksicht auf die in der Ostmark eingewurzeltten gesellschaftlichen Verkehrtheiten!

Galeriekataloge mit Abbildungen. Wer sich von den oftmals trüben Bächen unser sehr verschiedenartigen Kunstliteratur hinweg zu ihren reinern Quellen sehnt, der möge sich daran erinnern lassen, daß unsre jetzt auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit gebrachten Galeriekataloge nicht bloß für Sammlungsbesucher bestimmt sind, sondern auch als Lektüre gute Dienste leisten können. Man wird sie nicht durchlesen wie einen Roman, sondern sie nach seinem jeweiligen Interesse für die einzelnen Meister oder Schulen benutzen, indem man ihre auf das Notwendigste beschränkten Mitteilungen mit den Abbildungen zusammenhält und so gleichsam das Wesen der Sache rein in sich aufnimmt, eine genußreiche Unterhaltung, die wir jedem gönnen möchten. Zwei uns heute vorliegende Bücher laden dazu ein. Das erste, ein feingebundner Oktavband für sechs Mark (München, F. Bruckmann), ist der Münchner alten Pinakothek gewidmet, deren Hauptstärke in Rubens, Bandt und den holländischen Kabinettmalern liegt, aber auch in den altniederländischen und oberdeutschen Meistern, in den altkölnischen, die man außer in Köln nur noch hier kennen lernen kann, sowie in Murillo. Den Text bildet die vollständige amtliche Ausgabe des Sammlungskatalogs mit 1433 Nummern, bis auf 1904 revidiert, zum Beispiel in den Angaben über die neuerdings restaurierten Flügel des Dürerschen Holzschnitleraltars. Dazu kommen 200 ganzseitige Abbildungen in vorzüglich hergestelltem Neudruck sowie eine Einleitung über die besonders interessante Geschichte gerade dieser Sammlung, von Franz von Reber,

Im Verhältnis zu dem, was uns hier geboten wird, ist dies der billigste aller deutschen Galeriekataloge. Der zweite Band in Großoktav enthält die „Meistergemälde“ (München, Franz Hanfstaengl) und kostet zwölf Mark, jedes Bild also noch nicht sechs Pfennige. Das Werk schließt sich als sechster Band an die Folge der „Malerklassiker“ desselben Verlags (München, London, Haag und Haarlem, Dresden, Amsterdam) an und gibt uns wundervoll gelungne große Drucke auf geblättem Papier und dazu, nach dem Plane des Gesamtwerks, anstatt erklärender Texte eine verständisvolle und klar geschriebne Einleitung von Karl Voll, an der wir nur eine einzige Kleinigkeit auszustellen haben, nämlich daß Rembrandts Saskia „schön“ genannt wird. Die „Jagd nach dem Adjektiv“ bringt eben manchmal unzeitige Beute heim. Die Kasseler Sammlung ist für Rembrandt und wenigstens in Deutschland auch für Frans Hals Nummer Eins, sie besitzt ferner von Rubens, Jordans und Wanduyck eine ganze Reihe Hauptwerke und endlich von zahlreichen andern holländischen und flämischen Malern eins oder mehrere wichtige Bilder. Keine Galerie bietet einen so leichten und so angenehmen Überblick über die flämische und holländische Hochblüte, zumal da der Betrachter nicht wie anderwärts durch Mengen geringer Bilder gestört wird. Seit vielen Jahren hat die Hanfstaenglsche Verlagsanstalt ihre Reproduktionskunst, worin sie ebenfalls Nummer Eins ist, dieser Galerie gewidmet und in kostbaren Publikationen größern Maßstabs ihre Meisterhaft bewiesen. Sie gibt nun in diesem kleinern Format das Vollkommenste, was erreicht werden kann, die höchste Kunst für den billigsten Preis. Wer dreißig Jahre zurückdenkt, muß sagen: unsre Zeit ist zu beneiden um ihre Anschauungsmittel. Möchte sie es nur auch fühlen, d. h. lernen, worin der Unterschied zwischen Reklameschund und solcher echter Ware besteht. Den Kasseler Gemälden sind zwei Tafeln eines Altarwerks des seltenen Matthias Grunewald, Kreuzigung und Kreuztragung, hinzugefügt, die früher eine Zeit lang hier aufgestellt waren und dann nach Karlsruhe gekommen sind.

## An unsre Leser

Wir dürfen hoffen, daß unsre grünen Hefte den Beifall der Leser in dem nun ablaufenden Jahre gefunden haben; sie haben reichen Inhalt gebracht an Belehrendem und an Unterhaltendem, und man wird in allen Häusern, in die sie gelangen, auch jedes Heft mit Freuden willkommen heißen haben. Das wird auch im neuen Jahre so sein; wir können wieder viel Schönes versprechen, insbesondere auch sehr schöne Erzählungen und andres Unterhaltende. Wir möchten, daß die Grenzboten allezeit als ein willkommener Hausfreund empfangen würden. Wir möchten aber auch, daß unsre Hefte in immer weitere Kreise drängen, und legen unsern Lesern die Bitte nahe, daß sie uns dazu helfen möchten. Sie werden ja längst bemerkt haben, daß die Grenzboten auf jede laute Reklame verzichten. Eine Zeitschrift, die wie die unsrige nicht mit dem großen Ströme schwimmt, sondern eine eigne Meinung vertritt und es sich grundsätzlich versagt, dem Sensationsbedürfnis gewisser Kreise zu dienen, wendet sich ja ohnehin an ein Publikum, auf das Reklame im landläufigen Sinne keinen Eindruck machen würde. Für uns ist die wertvollste Reklame die, die von unsern Lesern selbst ausgeht; die Freunde der Zeitschrift können am besten neue Freunde für sie werben: ein warmes Wort kann mehr wirken als viele Inserate und Prospekte. Wir bitten also um solche Empfehlung, und wir bitten insbesondere darum, daß unsre Leser nicht zu sich sagen: Ach, das kann ein anderer besser als ich! sondern daß jeder mit Hand anlegt und so viel hilft, als er eben vermag. Probehefte schickt der Verlag gern in jeder Anzahl kostenfrei, und er bittet um Bestellung.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig